



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTLEITUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
V. JAHRGANG HEFT NR. 1

DEN „DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTERN“ ZUM GELEIT!

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß Heimat und Großstadt nichts miteinander zu tun haben. Auch die Großstadt kann zur Heimat werden für alle, die sich nicht nur geschäftig an der Oberfläche tummeln, sondern die aus einem innern Drange heraus sich zurückwenden in die Jahrzehnte und in die Jahrhunderte, — die aus dem Werden und Wirken deutscher Menschen zu lesen verstehen, daß auf ihren Schultern die Gegenwart ruht. Aus dem unversiegbaren Quell dieser Geschichte wollen wir mit dankbarer Ehrfurcht vor dem Werk unserer Alvorderen, ohne Schwärmerei und falsche Romantik, die Kräfte in uns aufnehmen, die zur gedeihlichen Fortentwicklung unserer schönen Stadt notwendig sind. Nur wer diese schöpferischen Kräfte der Vergangenheit lebendig in sich spürt, wird die Aufgaben zu lösen vermögen, die uns Heutigen für die Zukunft gestellt sind.

Düsseldorf ist nicht reich bedacht mit prunkvollen historischen Bauwerken, ist nicht reich an weltgeschichtlichen Erinnerungen. Und doch verbindet uns Tausendfaches mit dem Leben unserer Väter und mit dem Boden, auf dem sie geschafft haben. Diese Erinnerungen in uns wachhalten, sie pflegen und aus ihnen lernen, das ist echter Heimatsinn. Dann wird uns auch die Großstadt ein wertvolles Besitztum, eine Heimat, der wir mit allen Fasern verbunden sind.

Es ist mir eine freudige Genugtuung, zu wissen, daß dieser Gedanke der Heimat und des Volkstums in Düsseldorf und besonders im Verein „Düsseldorfer Jonges“ eine echte Pflegestätte gefunden hat. Wir stehen zu dieser Heimat in angestammter Treue, eingedenk des Wortes unseres Führers, daß nur der den höchsten Stolz, den Nationalstolz, empfinden wird, der die Größe seines Volkstums kennt.

In dieser Zuversicht wünsche ich den Düsseldorfer Heimatblättern im fünften Jahre ihres Bestehens reichen Erfolg.

DR. WAGENFÜHR

OBERBÜRGERMEISTER DER STADT DÜSSELDORF

HEIMAT-VEREIN
„DÜSSELDORFER JONGES“



Warum nicht mehr „Das Tor“?

Vier Jahre hat unsere Heimatzeitschrift unter dem Titel „Das Tor“ unser Vereinsleben begleitet, ist Ausdruck unseres Wollens und unserer Arbeit gewesen, hat getreulich die Kenntnis unserer Heimat und ihres Lebens in Vergangenheit und Gegenwart vermittelt und ist Rufer im Kampfe um die heimatlichen Belange gewesen. Als „Tor“ ist sie uns lieb und unentbehrlich geworden. Wir verstanden den alten Namen symbolisch: das Tor zur Heimat-erkenntnis, das Tor zur Heimatliebe, das Tor zur Heimatpflege. Und das Titelbild, das alte Bergertor, war uns eine ständige Mahnung und Warnung, nicht leichtfertig der Väter Erbe gering zu achten und zu zerstören.

Und nun trennen wir uns von Titel und Titelbild. Warum? Uns scheint die Zeit gekommen, wo unsere Heimatzeitschrift, die einzige, die Düsseldorf hat, über den Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ hinaus in der Bürgerschaft verbreitet werden muß. Sie soll überall in Düsseldorf die Heimatliebe wecken und stärken, soll unsern Bestrebungen zum Wohle der geliebten Vaterstadt Sympathien und Freunde erwerben. Dazu bedarf sie aber eines die Sache direkt und nicht nur symbolisch treffenden Titels, der für die Neuhinzutretenden keiner Erklärung bedarf. So entschieden wir uns für den bisherigen Untertitel „Düsseldorfer Heimatblätter.“

Und das Titelbild? Nach vierjähriger positiver Arbeit des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ dürfen wir wohl das Negative, das uns durch das Bergertor vor Augen gehalten wurde, den zerstörenden Geist, der jenes prächtige Denkmal der Vergangenheit leichthin beseitigte, aus unsern Augen rücken und dürfen ein Positives hinstellen, den Gießerturm, dieses Wahrzeichen, das durch uns neu errichtet wurde, das auch künftigen Zeiten künden wird von wiedererwachter, lebendiger Heimatliebe.

„DÜSSELDORFER JONGES“ e. V.

Staatsarchivdirektor Dr. Bernhard Vollmer:

Jugendbriefe des Pfalzgrafen Johann Wilhelm und seiner Geschwister



In einem seiner Briefe gibt Rainer Maria Rilke einmal dem Bedauern Ausdruck, daß ihm zu Archivstudien die technische Sicherheit und Uebung des Forschers gefehlt habe. In allen Nerven habe er bei der nahen Berührung mit den Dokumenten der Vergangenheit die unmittelbare Nähe von Schicksalen, das Sichregen und Aufstehen von Gestalten gefühlt. Infolge seiner Unfähigkeit, die alten Schriften zu lesen und zu deuten und Ordnung in die Wirrnis der Papiere zu bringen, seien ihm wertvolle Anregungen verlorengegangen. Erst die methodische Beherrschung des Stoffes ermöglicht die innere Verbundenheit mit den Quellen, das Leben in den Jahrhunderten, das die Tätigkeit des Archivars, wie Grillparzer einmal mit feinem Humor bemerkte, zu der eines sybillinischen Orakels macht.

Zu den lebensvollsten Zeugnissen vergangener Zeiten gehören die Briefe, denn sie sind gelebtes Leben. Unter den Schreiben, die die niederrheinischen Landesherren bei festlichen Anlässen mit anderen Fürstenhäusern tauschten, steht für den Düsseldorfer der Briefwechsel des hiesigen herzoglichen und kurfürstlichen Hofes in vorderstem Interesse. Aus einer Sammlung derartiger Schriftstücke, die der Erbprinz Johann Wilhelm von seiner Kavalierstour an die europäischen Fürstenhöfe und aus seiner neuen Residenz am Rhein mit seinen jüngeren Geschwistern im Schloß Neuburg an der Donau wechselte, seien hier zwei Weihnachts- und Neujahrsbriefe und einige weitere Schreiben mit neuem Leben erfüllt.

Kurfürst Philipp Wilhelm von der Pfalz, der Vater Johann Wilhelms, war in zweiter glücklicher Ehe mit der Herzogin Elisabeth Amalie von Hessen-Darmstadt verbunden. Neun Söhne und acht Töchter entsprossen dem Bunde. Ein Wiederklang dieser Harmonie, vereint mit der trefflichen Erziehung, die der feingebildete Herrscher seinen Kindern angedeihen ließ — man korrespondierte in Deutsch, Latein, Französisch und Italienisch —, findet sich auch in deren Briefen. Sie verdankten der Trennung des zu neuen Aufgaben heranwachsenden Erbprinzen von seinen Geschwistern die Entstehung. Schon im Jahre 1672 hatte der Vierzehnjährige zusammen mit seinem Vater dem Sonnenkönig während dessen Krieges gegen die Niederlande in Herzogenbusch seine Aufwartung gemacht. Zwei Jahre später trat er dann nach einem feierlichen Abschieds-



Original im
Pradomuseum Madrid

Pfalzgraf Philipp Wilhelm, Herzog von Jülich-Berg, und seine Gemahlin Elisabeth-Amalie von Hessen nebst Kindern, im Hintergrund Schloß Neuburg a. d. Donau

gottesdienst in der Hofkirche St. Andreas von Düsseldorf aus seine Rundreise an die Fürstenhöfe Europas an. Das erste Ziel war nach einem Besuch des Viktorsstiftes Xanten und der Schwanenburg zu Kleve der Haag. Die Höfe von Paris und London und die alten Kulturstätten Rom, Florenz und Venedig folgten. Den Abschluß bildete die Reichshauptstadt Wien mit der Verlobungsfeier der ältesten Schwester Eleonore Magdalene mit Kaiser Leopold I. Erst im März 1677 kehrte Johann Wilhelm nach Düsseldorf zurück, um nach seiner Ver-

mählung mit der Schwester des Kaisers die ihm von seinem Vater übertragene Regierung der Herzogtümer Jülich und Berg in der Blüte von einundzwanzig Lenzen zu übernehmen.

Schon bei seiner Ankunft in der Hauptstadt der Niederlande hatte der Erbprinz ein von ungelenken Knabenhänden verfaßtes Schreiben vorgefunden, aus dem die Liebe der jüngeren Brüder zu dem ihren gemeinsamen Kinderjahren entwachsenen Jugendgespielen sprach. Gerührt von der brüderlichen Anhänglichkeit



Sophie Eleonore, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, mit ihren Enkeln Alexander Sigmund, Franz Ludwig und Friedrich Wilhelm Pfalzgrafen zu Neuburg

Original im Stadtmuseum Düsseldorf

dankte er ihnen augenblicklich in elegantem Latein mit der Versicherung, keine Gelegenheit, ihnen zu dienen, ungenutzt vergehen zu lassen. Seine brüderliche Treue gehöre ihnen bis an sein Ende. In den folgenden Jahren gibt der Jahreswechsel dem in der Ferne weilenden älteren Bruder die Gelegenheit, die jüngeren Geschwister seiner Liebe zu versichern und der Hoffnung Ausdruck zu geben, sie nach erfolgter Rückkehr in seine Arme zu schließen. Auch an „Mesdames, mes tres cheres soeurs“, die klei-

nen Pfalzgräfinnen und künftigen Königinnen von Portugal und Spanien, sandte „Monseigneur“ zärtliche Dankesbilletts. Wir wissen auch aus späteren Briefen Maria Annas, der Gemahlin des letzten müden Habsburgers auf dem spanischen Thron, an ihren „Bruhanserl“, wieviel brüderliche Liebe Jan Wellm mit seinen Geschwistern verband.

Das an erster Stelle veröffentlichte Glückwunschsreiben an den „Hertzliebsten Herrn Bruder“ erhielt Johann Wilhelm nach seiner Rückkehr von der



Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu Neuburg

Original im Stadtmuseum Düsseldorf

großen Europafahrt in Düsseldorf. Die jungen Absender sind Alexander Sigmund, der spätere Bischof von Augsburg, und Franz Ludwig, der künftige Bischof von Breslau und einstige Kurfürst von Mainz und Trier. Wie man sieht, war es eine Gabe des gewandten Vaters, nicht nur seine Töchter auf Kaiser- und Königsthronen zu setzen, sondern auch seine Söhne zu Amt und Ehren zu bringen. Die in jungen Jahren dahingeshiedenen Prinzen Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm haben mitunterzeichnet. Dem älteren von ihnen, Friedrich Wilhelm, war es vergönnt, bei der Eroberung der von den Truppen Ludwigs XIV. besetzten Festung Mainz im Jahre 1689 in den Reihen des Reichsheeres den Heldentod zu sterben.

Im pfalzgräflichen Mausoleum zu Düsseldorf fand er seine letzte Ruhestätte. Das dritte „Brieflein“ Alexander Sigmunds an „den Herrn Bruder“ ist ein Zeugnis der hohen Musikpflege am Neuburger Hofe. Zwei Billette der elf- und zehnjährigen Pfalzgräfinnen Maria Sophia und Maria Anna beschließen als Dokumente des Fortschritts der jungen Damen in der französischen Sprache — die Prinzen huldigten gleichzeitig dem italienischen Stil — die Auswahl.

Wenn sich die Briefe auch an die bei solchen Gelegenheiten üblichen Formen halten, so schlägt in ihnen doch der Puls des Lebens. Und diesen warmen Pulsschlag spürt noch die Gegenwart.

*

1. Weihnachts- und Neujahrsbrief der Prinzen Alexander Sigmund, Franz Ludwig, Friedrich Wilhelm und Philipp Wilhelm an den Erbprinzen Johann Wilhelm. — Neuburg, 18. Dezember 1677.

„Durchleuchtiger Fürst, hertzliebster Herr Bruder!

Zu dem nun ankommenden Hochheyligen Weynachtfest und darauff folgenden Newen Jahr erinnert uns unser brüderliche Affection, Ewer Liebden mit grundhertziger congratulation gehorsamblich aufzuwarten und auß brüderlich angebohrner lieb alles zu seel und leib erspriesliches anzuwünschen; wünschen demnach Ewer Liebden von Gott dem Allmächtigen freudenreiche feyrtäg und ein glückseeliges freudenreiches neues Jahr sambt vielen folgenden zu unserer sonderbahrer freut und consolation, anbei bittendt, Ewer Liebden wollen uns ferners, wie allezeit,

in Ihrer brüderliche lieb und gnad erhalten, gleichwie wir verbleiben

Ewer Liebden

getreue Brüder

Alexander Sigmund manu propria

Frantz Ludwig

Friderich Wilhelm

Philipp Wilhelm.

Neuburg, den 18. Dezembris 1677.

2. Antwort des Erbprinzen Johann Wilhelm an seine Brüder. — Düsseldorf, 1. Januar 1678.

Ahn die jüngere Herren Printzen zu Neuburg.

Durchleuchtige Fürsten, herzgeliebste Herrn Brueder!

Ewer Liebden, Ewer Liebden, Ewer Liebden, Ewer Liebden angenehme Glückwunsch, mit welchem sie bey denen jüngst verflossenen Hl. Weynachtsfeiern und dem heunt angetretenen 78ten Jahr in ihrem lieben schreiben vom 18ten Dezembri jüngsthin meiner so brüderlich haben gedenken wollen, geraicht mir zur sonderbahren freuden und gefallen, deswegen ich ihnen dan vilfältig brüderlichen dankh sage und denenselben hinwiderumb alles glückh, prosperitet und selbst verlangendes contento aus bruederlicher lieb und affection anwünsche, die hoffnung, sie werden meinen so wohlmeinenden glückwunsch ihnen wohlgefallen lassen und sich versichert halten, das ich bin undt zeit lebens verbleiben wirdt.

Ewer Ewer Ewer Ewer Liebden Liebden Liebden Liebden getrewer Bruder Johann Wilhelm Pfalzgraf manu propria.
Düsseldorf, den 1. Januar (16)78.

3. Schreiben des Prinzen Alexander Sigmund an den Erbprinzen Johann Wilhelm. — Neuburg, 24. März 1677.

Hertzliebster Bruder.

Ich hab nit unterlassen können, den Herrn Bruder mit einem kleinen Brieflein



Maria Anna, Pfalzgräfin zu Neuburg, spätere Gemahlin Karls II., König von Spanien

Kupferstich im Stadtmuseum Düsseldorf

auffzuwarten. Ich bitt auch, der Herr Bruder woll sich recommandirt seyn laßen unsere flinten und pistolenleuff. Ich bitte auch, der Herr Bruder wolle mit der nechsten Occasion die pagagi*) des Herrn Kapelmeister schicken, dan ich bin curios, daß Perspectiff**) zu sehen, welches der Herr Kapelmeister so offt gelobt hat. Ich bitte auch, er wolle mich unterthanigst durchlauchtiger Fraw Mutter befehlen, und also verbleib ich des Herrn bruder

getreuester

Alexander Sigmund

Pfalzgraff manu propria.

Neuburg, den 24. Martii 1677.

*) Bagage.

**) Vermutlich ein perspektivisches Gemälde.

Rückschrift: A Monsieur, Monsieur le Prince Jan Guillaume, Cont Palatin de Rhein a Dußeldorf.

4. Schreibendes Erbprinzen Johann Wilhelm an die Pfalzgräfinnen Maria Sophia Elisabeth und Maria Anna. — Düsseldorf, 3. April 1677.

Mes dames, mes tres cheres soeurs.

Vótre tres chere lettre de Neubourg m'a esté bien rendue, par laquelle j'ay veu avec grande joye la continuation de la tendre affection, que vous m'avez toujours temoiguée et non pas avec moins de contentement j' ay recue les gages, que vous a plus y joindre par des si belles images, dont je vous remercie infiniment, en vous aßurant reciproquement de la paßion, que je conserve de vous rendre un jour persuadée par des effects du caractere, que je m'arrobe d'estre toutes ma vie

Mes dames, mer tres cheres soeurs
vótre tres affectioné
et tres fidel frere

Johann Wilhelm, Pfaltzgraf, manu propria.

Dußeldorf, le 3^{me} d'Avril 1677.

Anschrift: A ses Altesses Serenissimes les Princeßes de Neubourg, mes tres cheres soeurs, Neubourg.

5. Antwort der Pfalzgräfinnen an ihren Bruder — Neuburg, 15. April 1677.

Neubourg, te 15 Avril Anno 1677

Monsieur nostre tres cher frere.

Vous nous avez prevenue a nos devoirs en nous honorans avec l'honneur de la chere vostre, pour laquelle nous vous rendons tres humblement grace en vous supplian, mon tres chere frere, d'avoir la bonte, de nous conserver l'honneur de vos bonnes grace, en vous aßeuran, Monseigneur, que nous tacheron de faire tout nostre possible, de vous complaire en touste occasion, afin que nous pouvions porter veritablement le nom

Monsieur

vostre tres fidelle
et tres affectioné
soeur iusque au tombeau
Maria Sophia Elisabetha
Maria Anna ***).

***) Staatsarchiv Düsseldorf: Jülich-Berg, Familiensachen ur. 91¹/₂. An der Spitze des Aufsatzes steht das Wappen der Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg und der Grafschaften Mark und Ravensberg.



Siegel Johann Wilhelms als Kurfürst mit Kurhut, Reichsapfel und Hubertusorden
(Staatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg Nr. 2686. 1714 Juni 12.)

Rückschrift: A Monsieur, Monsieur le Prince Jan Guillaume, Cont Palatin de Rhein a Dußeldorf.

4. Schreibendes Erbprinzen Johann Wilhelm an die Pfalzgräfinnen Maria Sophia Elisabeth und Maria Anna. — Düsseldorf, 3. April 1677.

Mes dames, mes tres cheres soeurs.

Vótre tres chere lettre de Neubourg m'a esté bien rendue, par laquelle j'ay veu avec grande joye la continuation de la tendre affection, que vous m'avez toujours temoiguée et non pas avec moins de contentement j' ay recue les gages, que vous a plus y joindre par des si belles images. dont je vous remercie infiniment, en vous aßurant reciproquement de la paßion, que je conserve de vous rendre un jour persuadée par des effects du caractere, que je m'arrobe d'estre toutes ma vie

Mes dames, mer tres cheres soeurs
vótre tres affectioné
et tres fidel frere

Johann Wilhelm, Pfaltzgraf, manu propria.

Dußeldorf, le 3^{me} d'Avril 1677.

Anschrift: A ses Altesses Serenissimes les Princeßes de Neubourg, mes tres cheres soeurs, Neubourg.

5. Antwort der Pfalzgräfinnen an ihren Bruder — Neuburg, 15. April 1677.

Neubourg, te 15 Avril Anno 1677

Monsieur nostre tres cher frere.

Vous nous avez prevenue a nos devoirs en nous honorans avec l'honneur de la chere vostre, pour laquelle nous vous rendons tres humblement grace en vous suppliant, mon tres chere frere, d'avoir la bonte, de nous conserver l'honneur de vos bonnes grace, en vous aßeuran, Monseigneur, que nous tacheron de faire tout nostre possible, de vous complaire en touste occasion, afin que nous pouvions porter veritablement le nom

Monsieur

vostre tres fidelle
et tres affectioné
soeur iusque au tombeau
Maria Sophia Elisabetha
Maria Anna ***).

***) Staatsarchiv Düsseldorf: Jülich-Berg, Familiensachen ur. 91^{1/2}. An der Spitze des Aufsatzes steht das Wappen der Herzogtümer Jülich-Kleve-Berg und der Grafschaften Mark und Ravensberg.



Siegel Johann Wilhelms als Kurfürst mit Kurhut, Reichsapfel und Hubertusorden
(Staatsarchiv Düsseldorf, Jülich-Berg Nr. 2686. 1714 Juni 12.)

Hans Heinrich Nicolini:

Vortrag, gehalten bei der Friedrich Spee-Feier der „Düsseldorfer Jonges“ am 29. Oktober 1935

Vor etwa Jahresfrist feierten wir hier das Andenken dreier Grafen Spee, dreier Helden des Krieges, dreier Helden der See, dreier Männer, die mit starkem, gläubigem, unerschrockenem Herzen für ihre Liebe, für Deutschland, kämpften und starben, die untergehend unverwelklichen Lorbeer um die deutsche Kriegsflagge wanden.

Ihr Ruhm ist noch jung und frisch. Alt schon ist der Ruhm Friedrich von Spees, zu dessen Ehre wir uns heute versammelt haben. Sein Ruhm hat die drei Jahrhunderte seit seinem Tode überdauert, sein Ruhm hallte durch alle deutschen Gaue im vergangenen August, seinem Sterbemonat, und sein Ruhm wird weiter in die Zeiten klingen, solange die Liebe das köstliche Kleinod in der Krone der Menschlichkeit ist, und solange Menschen zu kämpfen haben gegen Wahn und Aberwahn — und das wird vermutlich immer sein.

Auch Friedrich Spee steht als ein Held vor uns, nicht als ein Held des Schwertes, sondern als ein Held des Geistes, ein Held der Liebe, ein Held unter dem Kreuze. Jenes entscheidende Wort in der Lehre Christi: „Du sollst Gott lieben mit allen deinen seelischen Kräften“, und die gleich starke Forderung: „Du sollst deinen Nächsten lieben“, — dieses Heilandsgebot steht leuchtend über dem Leben Friedrich Spees, ja, sein Leben ist nichts anderes, als ein einziges, ergreifendes Beispiel dieser Liebesforderung. Und die beiden Werke, die seinen Ruhm durch die Zeiten tragen, die Gedichtsammlung „Trutz-Nachtigall“ und die Kampfschrift gegen den Hexenwahn und die Hexenprozesse, seine „Cautio criminalis“ sind nichts anderes, als Ausdruck dieser Liebe. In der „Trutz-Nachtigall“ strömt die innige Gottesliebe eines

kindlich reinen und frommen Herzens in gar schöne und liebe Verse, und in der „Cautio criminalis“ nimmt die Liebe zum verfolgten, zum zertretenen, zum geschundenen und verbrannten Menschen kämpferische Gestalt an.

Das Leben Friedrich Spees umfaßt die 44 Jahre von 1591 bis 1635. Welch eine Zeit ist das! Mit den letzten 17 Jahren fällt sein Leben in den Dreißigjährigen Krieg. Sie wissen alle, welch eine unglückselige Zeit das für Deutschland war, und die Jahre vorher sind nicht viel besser. Es war damals wahrlich keine Lust, zu leben! Die Menschen lebten, ich möchte sagen, ohne Vaterland, ohne äußeres und inneres. Ist das etwa noch ein Vaterland zu nennen, jenes Deutschland von damals, zerrissen in unendlich viele Territorien, dieses Deutschland, in dem der Deutsche gegen den Deutschen, der Katholik gegen den Protestanten, der Protestant gegen den Katholiken, der Calviner gegen den Lutheraner, der Reichsfürst gegen den Reichsfürsten, und Reichsfürsten gegen den Kaiser standen, in dem die Fürsten gegen ihre eigenen Untertanen des Glaubens wegen wüteten, sie verfolgten, bedrückten und austrieben? Und hinter all diesen Glaubenskämpfen verbarg sich die Herrschsucht, der Machthunger, die Ländergier der Fürsten, der Dynastien, als deren Opfer in Spees Jugend hier in Düsseldorf Jakobe von Baden fiel. Eine verwilderte Soldateska bedrückte Land und Bevölkerung und hauste gleich den Wilden in Freund- und Feindesland. Deutsche, Spanier, Franzosen, Niederländer, Dänen, Schweden, alle zertraten sie den deutschen Boden und das deutsche Leben. Und in den Hirnen der armen bedrängten Menschen wuchs der Aberglaube groß, wie immer in solchen Zeiten, der



Das Friedrich von Spee Geburtshaus in Kaiserswerth

Aufnahme: B. Werres

Wahn, als dessen scheußlichste Ausgeburt wir die Hexenprozesse kennen.

Auf diesem düsteren Hintergrunde steht lichtvoll die Gestalt Friedrich von Spees und zeigt uns, daß auch in den verwirrtesten, in den gedrücktsten Zeiten, in Zeiten, da man an den Untergang glaubt, doch die Keime des Lebens, die Keime des Besseren kräftig wieder emporsproießen.

Friedrich Spee stammt, wie Sie wissen, aus Kaiserswerth. Kaiserswerth war damals kurkölnisch, und der Vater Friedrichs, Peter Spee, war in Kaiserswerth Amtmann, Schenk und Burgvogt (die alte Barbarossa-Pfalz stand damals noch, sogar in neuerblühter Herrlichkeit) des Kurfürsten und Erzbischofs von Köln. Von diesem Peter Spee wissen wir, daß er ein rechtschaffener, gerader Mann war, ein treuer Diener seines Kurfürsten, aber auch ein überzeugter, gesinnungstreuer, aufrechter und unerschrockener Mann. Eine Anekdote, die uns ein Zeitgenosse berichtet, charakterisiert ihn. Damals war Kurfürst und Erzbischof in Köln jener Gebhard Truchseß von Waldburg, der sich in das Stiftsfräulein

von Gerresheim, in die Gräfin Agnes von Mansfeld, verliebte, zum Protestantismus übertrat, die Gräfin heiratete und versuchte, sein geistliches Kurfürstentum in ein weltliches zu verwandeln. Der Versuch mißlang. Er war nicht der Mann dazu und mußte seinem Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, dem Herzog Ernst von Bayern, weichen. In der Zeit aber, als er sich mit dem Gedanken trug, überzutreten, und der Kaiser alles daransetzte, ihn davon zurückzuhalten, da versammelte er einmal zahlreiche Edelleute seines Landes und eine Reihe von Doktoren um sich. Beim Mahle, vom Wein erhitzt — wie der Chronist uns berichtet — lästerte er auf Papst und Kirche. Dann fragte er die Edelleute der Reihe nach, ob sie glaubten, was er sage, und ob sie dem zustimmten. Die antworteten ja. Die Doktoren wagte er nicht zu fragen; aber es stand da bei der Tafel groß und ruhig Peter Spee, sein Amtmann und Schenk, und er fragte ihn: „Und du, Herr Peter, was sagst du dazu, glaubst du, was ich sage?“ und Peter antwortete: „Nein, ich glaube es nit.“ Der Kurfürst sagte ihm

darauf: „Schau Peter, du bist ein Narr.“ Peter aber lächelte und schwieg.

Die Treue im Dienste, das Aufrechte der Gesinnung, die Überzeugungstreue und auch das unerschrockene Herz finden wir wieder bei dem Sohne. Der kam als Zehnjähriger nach Köln auf das Gymnasium „Zu den drei Kronen“. Er durchlief mit Auszeichnung dieses Gymnasium und trat dann im Alter von etwa 20 Jahren in die „Gesellschaft Jesu“ ein. Wir fragen uns, was kann diesen jungen, rheinischen Edelmann veranlassen, der Welt zu entsagen? Vielleicht gibt uns der kleine Einblick, den wir in die Zeit taten, schon eine Erklärung, aber da war noch etwas anderes: ihn lockte Indien. Die Jesuiten missionierten damals in Ostasien und diesen jungen Menschen trieb es, dem Beispiele eines Franziskus Xaverius zu folgen und auch in den fernen Osten zu fahren, um seinem Herrn zu dienen. Er hat 9 Jahre später, als die Zeit für ihn gekommen wäre, seinen Ordens-Oberen inbrünstig gebeten, ihn dorthin zu schicken. Aber der wies ihn — Gott sei Dank! — auf Deutschland und sagte ihm, er habe in Deutschland genug zu tun. Um jene Zeit hat Friedrich Spee ein Gedicht geschrieben zu Ehren des Franziskus Xaverius, und es mutet uns eigentümlich an, wenn wir einige Verse daraus hören. Es ist fast wie ein Zuruf an seine Nachfahren, an die Seehelden, wenn es in dem Gedichte heißt:

Lasset ungestüm nur brausen
Voller Grimm die Wetterbraut,
Lasset dumpf die Wogen sausen
Und die Trommel dröhnen laut;
Nord und Süden, Ost und Westen
Kämpfen laßt auf salz'gem Feld . . .

Eia, starke, wilde Wellen,
Eia, starker, stolzer Wind,
Niemand sollet ihr mich fällen,
Euch zu stehn bin ich gesinnt.

Nachdem Friedrich Spee in den Orden eingetreten ist, folgen zwei Jahre des Noviziats

in Trier, Jahre innerer Versenkung. Es ist nicht uninteressant, ganz kurz zu verfolgen, welche eine gründliche und gediegene Ausbildung Spee durchmachen mußte. Auf dieses Noviziat folgen 3 Jahre Philosophie in Würzburg, dann 3 Jahre praktischer Lehrtätigkeit an den Gymnasien Speyer, Worms und Mainz. In diese Zeit hinein fällt der Beginn des 30jährigen Krieges. Es ist erwähnenswert, daß dieser junge, noch nicht zum Priester geweihte Ordensmann von seinen Oberen in Mainz mit dem Unterricht in der oberen Klasse, der Rhetorik, betraut wurde, eine ganz besondere Auszeichnung — das war sonst nur älteren Priestern vorbehalten —, die uns zeigt, daß auch seine Oberen in ihm etwas Besonderes sahen. Dann folgen 4 Jahre Studium der Theologie in Mainz. In dieser Zeit empfängt Spee im Alter von 31 Jahren die Priesterweihe. Mit welchem innerem Jubel ihn diese Berufung erfüllte, lesen wir aus Worten seines „Güldenen Tugendbuches“. Sein Priestertum erfaßte er mit einer inneren Glut, mit einem heiligen Eifer. Sowohl der opfernde Teil des Priestertums, als auch der tätige im Dienste der Menschheit lag ihm ganz, ganz tief im Herzen, im Gegensatz zu so manchen Geistlichen der damaligen Zeit, von deren Berufung nur ihr Kleid zeugte.

Inzwischen war Friedrich Spee 32 Jahre alt geworden. Jetzt hätte er sein drittes Jahr des Noviziats durchmachen müssen; aber wieder geschieht etwas Besonderes, die Oberen schicken den jungen, vielversprechenden Gelehrten als Professor an die junge Universität Paderborn und schieben das Terzium hinaus. In Paderborn lehrte Spee Philosophie, und zwar in 3 Jahren den ganzen Kursus der Philosophie, wie man ihn damals verstand, ein Jahr Logik, ein Jahr Physik, ein Jahr Metaphysik.

In dieser Zeit, es war das Jahr 1626, brachten die Wirren des Krieges nach Paderborn die Pest. Die Universität wurde auf-



gelöst, Professoren und Schüler auf andere Universitäten verteilt. Spee ging nun nach Speyer, um sein Terziat durchzumachen. Im folgenden Jahr finden wir ihn als Seelsorger in Wesel und im Jahre 1628 wird er ins Hildesheimische geschickt, nach Peine.

Nun fängt das Leben Friedrich Spees an besonders interessant zu werden. Peine bei Hildesheim war eine kleine Grafschaft, die verschiedentlich den Besitzer gewechselt hatte, ursprünglich katholisch, dann durch den Landesherrn, wie das damals so üblich war, protestantisch gemacht. Jetzt war sie an den Kurfürsten von Köln zurückgefallen, der sie wieder dem katholischen Glauben zurückgewinnen wollte. Er sah sich nach einem

geeigneten Manne um, und Friedrich Spee wurde als Missionar nach Peine geschickt. Nun ist es interessant, festzustellen, daß er dort, wo er sich mit nur einem Laienbruder niederläßt, in kurzer Zeit 26 Dörfer zum alten Glauben zurückführt. Er beginnt dann seine Tätigkeit in dem Städtchen selbst. Da war es etwas schwieriger, hier saß die neue Lehre tiefer in den Herzen. Aber auch hier gelingt es seiner liebedurchglühten Beredsamkeit, die Herzen, besonders die der lange widerstrebenden Frauen, zu gewinnen. Wir fragen uns, wie kommt er zu diesem Erfolg? Wir können kurz antworten. Dieser Erfolg ist nichts anderes als der Sieg der Liebe. Spee kam dorthin nicht als irgendein Finsterling, er arbeitete nicht mit Mitteln der Gewalt, er kam als ein Mensch mit einem Herzen voll Liebe zu den Leuten. Er nahm von ihnen keinen Pfennig. Das Einkommen, das ihm selbst gewährt wurde zu seinem Lebensunterhalt, gab er restlos an die Armen. Seine Predigten atmeten Güte. Wir können das beurteilen aus den Büchern, die er uns hinterlassen hat, wir können es beurteilen aus den Briefen, die wir kennen. Sie sind, wie alles, was er tat und was er sagte, reiner Ausfluß der Liebe. Nur ein Beispiel, wie er vorging, möchte ich zur Charakterisierung sagen. Er sollte einst einen Mörder, der vor der Hinrichtung stand, bekehren. Der Verbrecher widerstrebte. Da redete Spee auf ihn ein und sagte ihm: „Alles, was ich durch mein Leben und mein Tun mir erworben habe am Verdienst vor Gott, das will ich dir schenken, das mag Gott auf dein Konto schreiben, wenn du nur in deinem Herzen Reue erwecken willst.“ Einer solchen Sprache widerstand selbst ein so hartgesottener Sünder nicht.

Während Friedrich Spee als Apostel der Liebe vorging, gebrauchte der Landesherr schärfere Mittel. So bestimmte er u. a., daß in den Rat von Peine keiner mehr eintreten könne, der nicht katholisch sei, übte also auf

die Männerwelt, indem er sie von Amt und Würden ausschloß, einen harten Druck aus. Spee war daran gänzlich unschuldig, aber der Haß der Fanatiker richtete sich nun natürlich gegen ihn, auch schon wegen seiner Erfolge, und so wurde er das Opfer.

Im Jahre 1629, im April, am Sonntag Misericordiae, ritt Spee in der Morgenfrühe von Peine nach dem nahegelegenen Dorf Woltrop, um dort den Gottesdienst zu versehen. Unterwegs, in einem Waldstück, sprengt ihm ein Reiter entgegen, schilt heftig auf ihn ein, legt die Büchse an und schießt. Er schießt fehl, aber das erschreckte Pferd Spees stürzt. Spee versucht, es hochzureißen. Der Verfolger sprengt heran, schießt aus nächster Nähe und schießt nochmals fehl. Der wehrlose Spee hat sein Pferd wieder auf die Beine gebracht und jagt davon, der Verfolger hinter ihm her, erreicht ihn, sucht ihn mit dem Kolben niederzuschlagen. Die Flucht geht weiter, der Verfolger erreicht ihn zum zweitenmal, haut mit dem Säbel auf ihn ein und bringt ihm sechs Wunden am Kopf und zwei an der Schulter bei, und wohl nur die Nähe des Dorfes verscheuchte ihn. Blutüberströmt kam Spee in dem Dorfe Woltrop an. Ein früherer protestantischer Prediger, der Herr Thiele, den er auch gewonnen hatte und der ihm Freund geworden war, sah ihn, die Leute liefen zusammen, Thiele holte Wasser, Leinen, Eier. Er wusch die Wunden aus, schnitt die Hautlappen mit der Schere ab, die Spee vom Kopfe herunterhingen und versuchte, mit einem Eierpflaster das Blut zu stillen. Trotzdem Spee unendlich litt, ließ er sich zur Kirche führen. Er bestieg die Kanzel und sprach zu der weinenden Gemeinde, die ihn lieb hatte, das Evangelium vom guten Hirten, und dann fragte er sie: „Nun sagt selbst, ob ich ein guter Hirte bin oder nicht? Die Merkmale des guten Hirten trage ich an Stirn und Schläfe.“ Er wollte weitersprechen, aber die Schwäche übermannte ihn, er brach zusammen. Aber im Zusammenbrechen for-

derte er die Gemeinde noch auf, für seinen Verfolger zu beten und den Lobgesang „Großer Gott, wir loben dich“ anzustimmen.

Sobald er zu sich gekommen war, verlangte er zurück nach Peine. Man band ihn auf das Pferd, sein Freund Thiele bewaffnete sich und geleitete ihn nach Peine. Hier taten die Leute für ihn was sie konnten. Sie brachten ihm, was sie hatten, an Erquickungen. Man holte den besten Arzt herbei. Dann wurde Spee nach Hildesheim überführt und lag nun lange krank, denn seine Wunden waren schwer. Es mußten Teile aus der Hirnschale genommen werden. In dem Kloster Corvey an der Weser war ein naher Verwandter Spees Prior. Als er von dem Leiden Spees hörte, bewog er seinen Abt, Spee nach dort einzuladen, und Spee ging in das schöne Weserland, um sich zu erholen. Aber er fand ein Kloster vor, das stark verweltlicht war. In frommem Eifer ging er daran, dieses Kloster wieder zu sich selbst, zur inneren Erneuerung zurückzuführen. Und auch das gelang ihm. Dann schickten seine Vorgesetzten ihn in das Dörfchen Falkenhagen in der Nähe von Corvey, ein Dorf, ganz in der Einsamkeit, umgeben von Burg und Wald. Hier in dieser Einsamkeit vollendete er die erste Handschrift zu seiner Gedichtsammlung „Trutz-Nachtigall“. Wir dürfen annehmen, daß ein großer Teil der Gedichte in dieser Einsamkeit entstanden ist, denn diese Gedichte zeugen von einer ganz innigen Naturverbundenheit. Spee sieht die Ehre Gottes und den Ruhm Gottes in der Natur. Er singt das Lob Gottes durch die Natur. Im Kleinsten wie im Gewaltigsten erlebt er Gott. Seine Liebe zur Natur, seine Versenkung in sie erinnert an unsere alten deutschen Maler, wie sie mit liebevollem Pinsel Sonn' und Mond und Wald und Wiese und alle Kreatur schildern.

„O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit,
O Zahl der Kreaturen,
Wie streckst du dich so weit!

Wer wollte da nicht merken
 Des Schöpfers Herrlichkeit
 Und ihn in seinen Werken
 Nicht spüren jederzeit?
 O Mensch, ermiß im Herzen dein,
 Wie groß des Schöpfers Macht muß sein!“

Das ist der Grundton seines Gotteslobes.

Eine Reihe von Spees geistlichen Liedern sind Volkslieder geworden, d. h. sie leben heute noch im Gottesdienst. Sie haben auch, wie das Volkslied, kleinere oder größere Umformungen sich gefallen lassen müssen. Ich erwähne hier das Bußlied:

Tu auf, tu auf, betörtes Herz,
 Gott will zu dir einkehren.
 Nun fasse Mut, blick himmelwärts,
 Hör auf, die Sünd' zu mehren.
 Wer mit sich selbst geht ins Gericht,
 Der soll in Wahrheit leben.
 Gott will den Tod des Sünders nicht.
 Wann willst du dich ergeben?

Und nun das schönste dieser Lieder, das am Schlusse des Vortrages erklingen wird, die Heilandsklage am Ölberge:

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht,
 Ein Stimm' begunnt zu klagen;
 Ich nahm in acht, was die doch sagt,
 Tat hin die Augen schlagen.
 Es war der liebe Gottessohn,
 Sein Haupt er hatt' in Armen,
 Viel weiß und bleicher, dann der Mon,
 Ein Stein möcht es erbarmen.

Es folgt die Klage des Heilandes, die mit den schönen Versen schließt:

Der schöne Mon will untergahn,
 Für Leid nicht mehr mag scheinen;
 Die Sterne lah'n ihr Glitzen stahn,
 Mit mir sie wollen weinen.
 Kein Vogelsang, noch Freudenklang
 Man höret in den Lüften,
 Die wilden Tier trauern auch mit mir
 In Steinen und in Klüften.

„Trutznachtigall“ hat Spee sein Büchlein genannt, „weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar auf gut

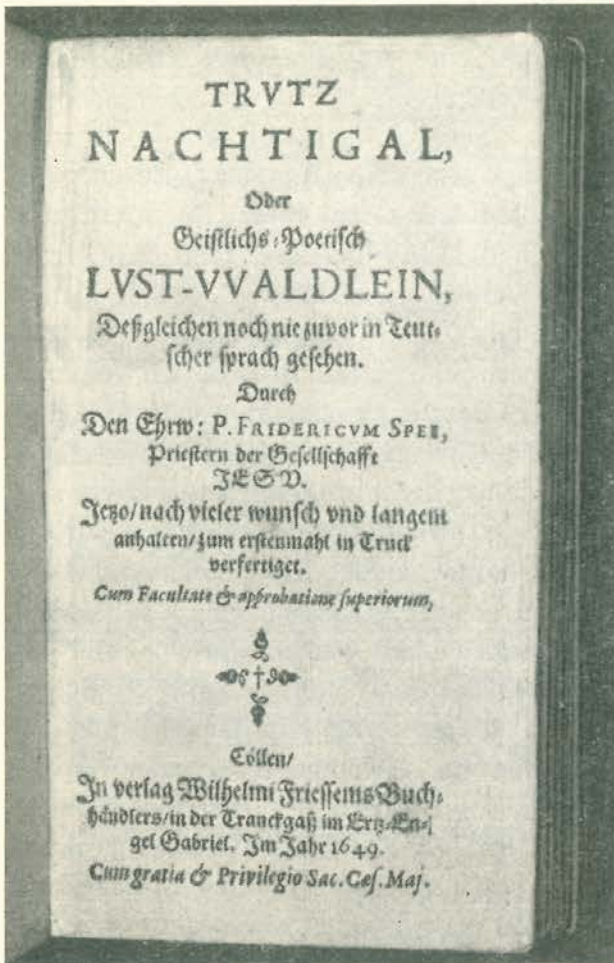
poetisch, also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürfte hören lassen.“ So sagt Spee selbst in seiner Vorrede. Und dann fährt er fort (und damit kommen wir zur Bedeutung dieses Werkes): „Daß aber nicht allein in lateinischer Sprache, sondern auch sogar in der deutschen man recht gut poetisch reden und dichten könne, wird man gleich aus diesem Büchlein abnehmen können und merken, daß es nicht an der Sprache, sondern vielmehr an den Personen, so es auch einmal in der deutschen Sprache wagen könnten, gemangelt habe. Derohalben habe ich solches zu fördern mich unterstanden und mich beflissen, zu einer recht lieblichen deutschen Poetika die Bahn zu zeigen und zur größeren Ehre Gottes einen neuen geistlichen Parnassum oder Kunstberg allgemach anzutreten.

Sollte nun solches dem Leser, wie ich verhoffe, wohlgefallen, so sei Gott tausendmal gelobt und gebenedeiet, denn doch nichts anderes allhier gesucht und begehret wird, als daß Gott auch in deutscher Sprache seine Poeten hätte“

Damit ist für uns ausgesprochen, welche Bedeutung die Trutznachtigall hat. Wir müssen zurückdenken in jene Zeit. Damals gab es zwar eine deutsche Volkspoesie; aber die kunstgerechte Dichtung ging andere Wege, sie dichtete lateinisch. Friedrich Spee ist einer der ersten, welche die deutsche Sprache für die kunstgerechte Dichtung in Anspruch nahmen und sie aus ihrer damaligen Aschenbrödelstellung befreiten.

Es ist erstaunlich, wie dieser klassisch gebildete, lateinisch geschulte Mann die vernachlässigte deutsche Sprache in ihrer inneren Gesetzmäßigkeit, ihrer klanglichen und rhythmischen Gesetzmäßigkeit erkennt. Was er darüber in der Vorrede zur Trutznachtigall sagt, könnte man heute noch vielen Dichtenden und Sprechenden vorhalten.

Doppelt erstaunlich ist, wie er die junge, seit Luther werdende deutsche Schriftsprache



Haupttitel



Kupfertitel

Erstausgabe der Trutznachtigall

Aus dem Besitz der Stadt- und Landesbibliothek, Düsseldorf

in seinen Gedichten meistert. Aber er ist ja ein Dichter, ein echter Dichter, dem die noch ungefüge und ungelenke sich im Munde formt, der die noch arme mit seinem Geiste füllt, sie zur Trägerin tiefer Gefühle und hoher Gedanken macht.

Damals konnte man noch nicht mit Schiller den Dichterlingen zurufen: „Weil dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?“ Damals hatte der Dichter noch einen Rohstoff vor sich, den er selbst mit Gehalt füllen, den er selbst formen und geschmeidig machen mußte. In welcher Weise das Spee gelungen ist, das haben Sie wohl aus den paar Proben entnommen. Er ist

neben dem Schlesier Opitz, der viel mehr genannt wird, als er, der Begründer der neueren deutschen Verskunst, und wir wollen nicht verkennen, welch ein grundlegendes Verdienst das in der damaligen Zeit war, wo es eben kein politisches Deutschland mehr gab. Wir vergessen zu leicht, welch eine feste Bindekraft die Sprache hat. Wir vergessen, daß in der Sprache das tiefste Volkstum weiterfließt und nach Ausdruck ringt, und daß die Sprache uns das beste, innerste Volksgut erhält. Denken wir daran, was aus diesen Anfängen geworden ist. Wir haben kein eigentlich politisches Deutschland mehr nach dem Dreißigjährigen Krieg gehabt, aber die Sprache, die Dichtkunst, die dann

unter einem Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlein zur Vollendung kam, die hat uns ein Deutschland, ein geistiges Deutschland geschaffen, und wir wären ohne dem vielleicht ganz auseinander gefallen. Wie charakteristisch ist in diesem Zusammenhang das Wort, das Goethe einmal sprach, als nach der Niederlage von Jena ein Verzweifelter meinte, daß nun der Untergang Deutschlands besiegelt sei: „Das wagen Sie zu sagen, wo ich vor Ihnen stehe“. Das war in eben diesem Sinne gemeint.

So ist die Trutznachtigall eine ganz hervorragende deutsche Tat. Spee brachte die deutsche Sprache zu Ehren in derselben Zeit, wo die deutschen Fürsten, der kurpfälzische Hof voran, sie beiseite warfen und nur noch französisch parlierten.

Die Trutznachtigall erschien im Druck erst nach Spees Tode, ein Jahr nach dem Westfälischen Frieden, 1649.

Als Friedrich Spee im September 1629 von seinen Verwundungen genesen war, schickte sein Orden ihn wieder als Professor nach Paderborn. Er übernahm diesmal den Lehrstuhl für Moraltheologie. Aber ihm war kein Friede beschieden. Aus dem eigenen Orden erwachsen ihm die Gegner. Wir haben Spee kennen gelernt und werden ihn im weiteren Verlaufe noch mehr kennen lernen als einen Menschen, der nicht im Trott der Menge ging, als einen Menschen mit einem sehr klaren und scharfen Verstande, als einen Menschen unerschrockenen Denkens, den wir den Befreiern des deutschen Geistes zuzählen müssen. Ein solcher Geist eckt immer an und ruft automatisch die Bequemen und Engen gegen sich auf den Plan. Solche gab es auch in Spees Orden. Sie erreichten sogar, daß er mitten im Schuljahr 1630/31 ohne Untersuchung seiner Professur enthoben wurde. Spee empfand dies mit Recht als bittere Kränkung. Aber unerschrocken nahm er seine Verteidigung beim Ordensgeneral wahr. Der forderte von den näheren Vorgesetzten Spees eine genaue

Untersuchung. Und am Ende läßt er dem Verklagten eine vollständige Rechtfertigung zuteil werden. Am 2. August 1631 schreibt er ihm: „Sehr aufmerksam habe ich trotz der Länge das Schriftstück gelesen, das Ew. Hochwürden zu Ihrer Rechtfertigung verfaßt haben. Infolgedessen geht mein Urteil über die Ihnen gemachten Vorwürfe dahin, daß Sie mit Unrecht bei den Oberen verdächtigt worden sind. Deshalb habe ich vor einigen Tagen dem P. Provinzial geschrieben, daß er, wenn nichts anderes vorliege, Ew. Hochwürden von jeder Verdächtigung befreie...“

Kurz darauf konnte Spee die Professur der Moraltheologie wieder aufnehmen und zwar in Köln.

Inzwischen aber war in Rinteln ein Buch erschienen mit dem Titel: „Cautio criminalis, Vorsicht in den Kriminalprozessen oder ein Buch über die Hexenprozesse, das für die deutschen Obrigkeiten zu dieser Zeit notwendig, den Räten und Beichtvätern der Fürsten, den Inquisitoren, Richtern, Advokaten, Beichtvätern der Angeklagten, Predigern und anderen sehr nützlich zu lesen ist. Von einem römischen Theologen.“

Dieser römische Theologe war Friedrich Spee.

Damals loderten in Deutschland überall die Scheiterhaufen, auf denen man „Hexen“ verbrannte. Wie eine geistige Epidemie hatte der Hexenwahn sich ausgebreitet. Er gründete sich auf dem Glauben, der Teufel schließe mit Menschen Bündnisse. Solche Menschen verpfändeten ihm ihre Seele, und er begabte sie dafür — je nachdem — mit Schönheit, Jugend, Reichtum, Rang, mit geistigen Kräften, mit Wunderkraft. Als Hörige oder Buhlerinnen des Teufels, als seine Werkzeuge benutzten sie diese Gaben, um ihren Mitmenschen zu schaden an Hab und Gut, an Leib und Seele.

Unter sich und mit dem Teufel trieben sie schändlichstes Satanswerk auf den Hexensabbathen. Denken Sie an den Blocksberg.

All das hat seinen klassischen Ausdruck in Goethes Faust gefunden.

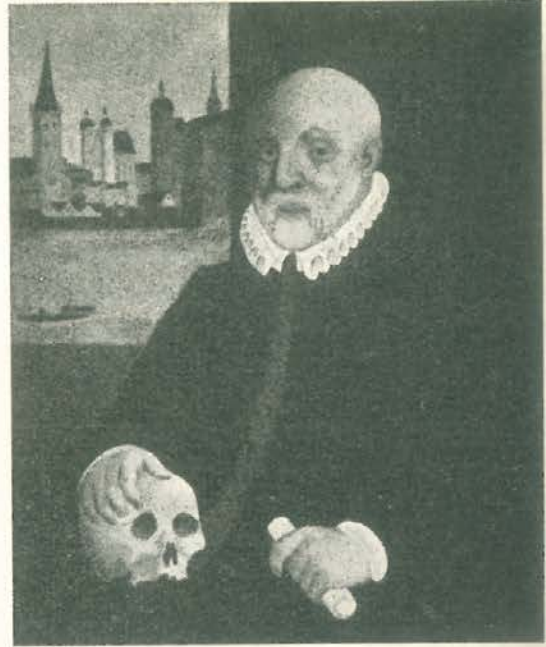
Aber die Wirklichkeit des Hexenwahns ist so furchtbar, daß sie unser Fassungsvermögen übersteigt.

Im Volke erweckten diese Vorstellungen eine wahre Sucht, hinter jedem ungewöhnlichen Ereignis einen Schuldigen, eine Hexe, zu suchen. Kam ein Wetterschlag, der die Saaten zerschlug, eine Dürre, die das Wachstum hemmte, eine zerstörende Ueberschwemmung, ging eine Seuche durch das Land, die Menschen oder Vieh traf, ging ein Hof in Feuer auf, blieb eine Frau unfruchtbar, kurz, geschah etwas nicht Alltägliches: gleich wurde die Hexe gesucht, die als Werkzeug des Teufels das Unglück über die Menschen gebracht hatte.

Und der Verdacht heftete sich nun an die Wesen, die irgendwie auffielen. Da konnte Anzeichen sein ein lasterhaftes Leben, aber auch ein besonders frommes. In jenem Falle bezeugte ihr Lebenswandel, daß sie eine Genossin des Teufels war, in diesem hieß es, sie versteckte die Teufelsbuhlschaft hinter ihrer Frömmigkeit. Bei solcher Einstellung konnte natürlich alles ein Indizium sein: besondere Schönheit und ausgesprochene Häßlichkeit, großer Reichtum, freches Auftreten und scheues Wesen, hervorstechende Begabungen und so fort ohne Ende.

Nicht zuletzt machten sich die verdächtig, die sich der Hexen annahmen, im höchsten Grade die, welche öffentlich gegen die Hexenprozesse eiferten, ja wohl gar predigten und schrieben. Das waren für die Hexenrichter die ganz Schlimmen und Verdammenswerten.

Und zu diesen gehört unser unerschrockener Friedrich Spee. Neben seinen Lehrämtern hat er sich auch eifrig in der Seelsorge betätigt. Er war kein weltfremder Gelehrter, er sah mit offenen Augen in die Wirklichkeit. Und keiner hat klarer den Wahnsinn der Hexenprozesse durchschaut, und keiner hat ihn überzeugender, wuchtiger und mutiger



Doctor Johann Weyer
Leibarzt Wilhelms des Reichen

bekämpft und bloßgestellt als er in seiner *Cautio criminalis*. Er war hier nicht ohne Vorgänger, und für uns ist es heimatgeschichtlich interessant, daß der erste Bekämpfer des Hexenwahnes auch ein Nieder rheiner war, nämlich der Leibarzt Wilhelms des Reichen von Jülich-Kleve-Berg, Johann Weyer, der 1563 zu Straßburg seine Schrift „*De praestigiis daemonium*“ erscheinen ließ.

Friedrich Spee, der selbst viele Hexen als Beichtvater betreut und zur Richtstätte begleitet hatte, wurde von einem tiefen Mitleid mit diesen armen Opfern und von einem heiligen Zorn gegen die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten, die für die Hexenprozesse verantwortlich waren, ergriffen. „Ich beteuere unter meinem Eid“, sagt er, „daß ich bis jetzt keine Angeklagte zum Scheiterhaufen geführt habe, die ich nach reiflicher Erwägung aller Umstände für schuldig erklären konnte. Dasselbe habe ich von zwei scharf beobachtenden Theologen gehört, und doch habe ich alle nur erdenkliche Mühe zur Ergründung der Wahrheit angewendet.“

„Gott weiß“, heißt es an anderer Stelle, „wieviel ich im innersten Herzen geseufzt, wenn ich dies Elend in schlaflosen Nächten bei mir erwog und kein Mittel fand, den Strom des allgemeinen Wahns einzudämmen.“

„Die Liebe verzehrt mich mit einem glühenden Feuer. Sie drängt mich zum Kampfe gegen den Irrwahn.“

Das ist der Geist, aus dem Spees Kampfschrift entstand, dieses Meisterwerk nach Inhalt und Form. Doch statt darüber zu reden, will ich Ihnen daraus lieber einige Proben geben. (Ich entnehme sie dem Werke „Friedrich Spee“ von Diel-Duhr).

„Ueberall in Deutschland lodern die Hexenbrände — eine Schande für den deutschen Namen bei den Feinden Deutschlands. Trotz der Lehre der Naturforscher und Aerzte, daß auch außergewöhnliche Naturerscheinungen und Krankheiten natürlichen Ursachen zuzuschreiben seien, schiebt man in Deutschland, besonders auf dem Lande, alle Schuld auf die Hexen, dadurch wächst dann die Menge der Hexen; zumal die Prediger keinen Finger dagegen rühren, sondern vielmehr in dasselbe Horn blasen, und keine deutsche Obrigkeit sich gegen solche Verdächtigungen erhebt.“

„Soviel auch die Fürsten brennen, sie werden mit Brennen nicht fertig, wenn sie nicht alles verbrennen; sie verwüsten ihre Länder mehr als irgend ein Krieg und erreichen gar nichts; blutige Tränen müßte man darüber weinen.“

„Die Fürsten müssen selbst oder durch geheime Vertrauensmänner zusehen; von den Beamten und ihren Helfershelfern erfahren sie die Wahrheit nicht. Denn diese werden ihren Gewinn nicht so leicht preisgeben, prassen sie ja sogar an einigen Orten mit den Beichtvätern, die auch ein Kopfgeld erhalten, von dem Blute der Armen. Auch von andern werden die Fürsten die Wahrheit nicht erfahren, denn man hört die Mahner nicht an, oder wenn man sie anhört, werden sie so-

gleich als Hexenpatrone der Zauberei verdächtigt. Das ist keine Uebertreibung. Als neulich zwei Inquisitoren eines mächtigen Fürsten den gelehrten und vorsichtigen Traktat des berühmten Jesuiten Tanner gelesen hatten, verstiegen sie sich zu der Drohung, daß sie den P. Tanner, falls er in ihre Gewalt gefallen wäre, ohne jedes Bedenken auf die Folter gespannt hätten. Also die überaus klugen und vernünftigen Mahnungen des P. Tanner zur Vorsicht in den Prozessen waren für diese einfältigen Menschen ein hinreichendes Indizium, einen so bedeutenden Theologen auf die Folter zu spannen. Und solche weltliche Inquisitoren läßt sich Deutschland gefallen, und auf ihre Gewissenhaftigkeit verlassen sich die Fürsten.“

„Was ist von der Folter zu halten? Ist sie eine Gefahr für Unschuldige?

Nach allem, was ich gesehen, gelesen und gehört, kann ich keine andere Antwort geben, als daß die Folter eine häufige Gefahr für die Unschuldigen ist und unser deutsches Vaterland mit Hexen und unerhörten Verbrechen anfüllt. Die allgemein gebräuchlichen Qualen bei der Folter sind so groß, daß die Gefolterten lieber alle möglichen Verbrechen sich andichten, als weiter gefoltert zu werden. Sehr starke Männer haben mir die heilige Versicherung gegeben, daß sie jedes, auch das grauenhafteste Verbrechen eher von sich aussagen und auch den Tod erleiden wollten, als diesen furchtbaren Qualen ausgesetzt zu werden. Ja, manche wollen lieber der ewigen Verdammnis anheimfallen, als sich durch Widerruf der von ihnen auf der Folter fälschlich als Mitschuldige Bezeichneten der Gefahr einer neuen Folterung aussetzen. Wenn das von starken und standhaften Männern gilt, wie steht's dann mit schwachen Frauen? Und nun werden bei den Prozessen gegen die Hexen auf ein einfaches Gerücht, eine Denunziation hin die allerschärfsten Folterungen angewandt und immer neue Arten zu foltern ersonnen! Viele sind infolge der

furchtbaren Qualen gestorben, viele auch ihr Leben lang Krüppel geblieben.

Die Richter haben so jedes Gefühl für die Folter verloren, daß sie in das Protokoll schreiben, die Angeklagten haben ohne Folter bekannt und müßten somit zweifellos schuldig sein. Und doch sind sie alle gefoltert worden, aber nur mit einer eisernen, mit spitzen Furchen versehenen Presse, die um die Schienen scharf angezogen wird, so daß das Blut von beiden Seiten hervorspritzt, und das Fleisch wie ein Kuchen zerdrückt wird. Der Schmerz ist so furchtbar, daß auch die stärksten Männer ihn nicht aushalten können. Und doch heißt das ohne Folter gestehen! Und von diesen so schrecklich Gefolterten berichten die Richter an die Fürsten, man könne an der Hexerei nicht zweifeln, da sehr viele freiwillig ohne Folter alles gestanden.“

„Vor einigen Jahren hat mir ein früherer Gerichtsbeisitzer, der sich aus Gewissensbedenken vom Gericht losgemacht hatte, weil er die Härte des Richters nicht ertragen und auch nichts ändern konnte, erzählt: Wenn die Angeklagte auf der Folter sich schuldig bekannt, wurde sie auch über andere gefragt; sie leugnete anfangs in der entschiedensten Weise, dann wurden ihr bestimmte Personen genannt, sie solle nur bekennen, daß sie dieselben auf dem Hexenplatz gesehen. Auf ihre verneinende Antwort rief der Richter dem Henker zu: Ziehe an. Die Folter wurde so lange verschärft, bis die Gefolterte die gewünschten Angaben machte. Diese Personen wurden dann als denunziert ins Protokoll eingetragen. Danach mag man beurteilen, woher wir in Deutschland eine so große Zahl Hexen haben. Wehe den Fürsten, die so gegen die Hexen wüten lassen!“

„Ich stimme ganz einem mir befreundeten hochstehenden Manne bei, der wiederholt witzig sich dahin geäußert: „Was suchen wir denn so ängstlich nach Hexen? Voran ihr Richter, spannt die Kapuziner, die Jesuiten und die andern Ordensleute auf die Folter;

sie werden gestehen. Sollten einige dennoch leugnen, wiederholt zwei-, dreimal die Folter, und auch sie werden gestehen. Wollt ihr noch mehr: foltert die Prälaten, die Domherren, die Doktoren, sie werden gestehen. Denn wie sollten diese armen und delikaten Leute standhalten? Wenn ihr noch mehr wollt, so werde ich euch selbst foltern und ihr nachher mich, ich werde bekennen, was ihr gestanden habt, und so sind wir alle Hexen.“

„Wenn man auf die Angaben der Hexen so viel gibt, wie das heute allgemein geschieht, werden noch unzählige Unschuldige zu Grunde gehen. Schon sind alle Kerker in Deutschland voll von Gefangenen. Geben wir einmal zu, es seien alles wirkliche Hexen; sie werden auf die Folter gespannt, um Mitschuldige anzugeben; warum sollte ihr Meister ihnen nicht eingeben, gerade die Unschuldigen zu nennen, die er am meisten verderben will? Könnte er sich wohl einen bequemeren Weg wählen, in Deutschland zu wüten? Ich muß über die heutige Einfalt vieler Richter lachen. Nicht selten belehren sie den Priester, er solle den Gefangenen nichts glauben, sie seien ganz verlogen und verstrickt in tausend Lügenkünste, ihr Meister sei der Vater der Lüge usw. Bis dahin waren sie also verlogen, meineidig, listige Betrügerinnen, denen man in keiner Weise glauben darf. Sobald sie aber auf der Folter anfangen, ihre Mitschuldigen anzugeben, kehren sie von selbst ihre eigene Natur um. Ihrer Betrügereien überdrüssig, werden sie ganz wahrhaftig, rein, aufrichtig und klagen jetzt nur wirkliche Hexen und Schuldige, nie aber Unschuldige an. Fürwahr eine schöne Sache! Jetzt brauchen wir keinen Trug mehr zu fürchten, jede Gefahr ist ausgeschlossen, sie können gar nicht mehr lügen. Der Mohr hat die Haut gewechselt. Fahrt nur so fort, ihr Richter, wie bisher. Sie sind alle schuldig. Der Teufel hat's ja gesagt. O Deutschland, was thust du? Und dies verkehrte und lächerliche Vorgehen, das können die deutschen Obrigkeiten nicht erkennen, da

sie doch von so vielen Räten und klugen Männern umgeben sind!“

„Wenn die Angeschuldigte nach der Marter der ersten Stufe bekennt, so wird öffentlich ausgesagt, daß sie ohne Folter bekannt habe. Demgemäß wird Gaia nach solchem Bekenntnisse ohne irgend ein Gewissensbedenken den Flammen überwiesen. Sie müßte freilich ebenso sicher auch sterben, wenn sie nicht bekannt hätte. Das Los hat einmal entschieden. Die Angeklagte kann nicht mehr entrinnen; sie muß sterben.

Wenn dann Gaia unter den Schmerzen der Tortur die Augen vor Schmerz entweder rollt oder stiert, so ist das eine wie das andere ein Indizium. Wenn sie die Augen rollt, so heißt es: „Warum anders thut sie das, als weil sie ihren Buhlen sucht?“ Wenn sie dagegen irgendwohin stiert, so ruft man: „Seht da, sie hat ihn gefunden, sie erkennt ihn.“ Wenn sie aber nach wiederholter Folter noch immer schweigt, wenn man ihrem Gesichte ansieht, daß sie die Schmerzen zu verbeißen sucht, wenn eine Ohnmacht sie überwältigt: so ruft man aus, daß sie während der Marter lache und schlafe, daß sie dem Zaubermittel des Schweigens vertraue, daß sie um so viel strafbarer sei, daß man sie demnach nicht anders als verbrennen könne. Wenn es dann zuweilen geschieht, daß eine Angeklagte unter der Marter stirbt, so heißt es, daß der Teufel ihr den Hals umgedreht habe. Dann wird nach Gebühr freilich, wie man es nennt, die Leiche der Gaia vom Henker hinausgeschleppt und unter dem Galgen verscharrt. Wenn aber Gaia unter der Marter nicht stirbt, wenn ferner das Gewissensbedenken des Henkers so groß ist, daß er ohne neue Indizien die Angeklagte weder abermals martern, noch auch, da sie nicht bekannt hat, dem Feuertode überweisen will: so wird sie im Gefängnisse zurückbehalten und bis zu einem vollen Jahre mit stärkeren Fesseln eingeschnürt. . . .

Während nun Gaia im Kerker festgehalten und moralisch gequält wird, fehlt es den

scharfsichtigen Richtern nicht an Gelegenheit, gegen Gaia neue Indizien aufzufinden und mit Hilfe derselben die Angeklagte so ins Gesicht hinein zu überführen, daß sie nach dem Gutachten sehr gelehrter akademischer Doktoren lebendig verbrannt werden kann. . . Da möchte ich doch um des allbarmherzigen Gottes willen wissen, welcher Weg, mag nun die Angeschuldigte mit oder ohne Bekenntnis sterben, sich hier zum Entrinnen eröffne, wenn man auch noch so unschuldig ist! Unglückliche, worauf hast du gehofft? Warum hast du nicht beim ersten Schritt in den Kerker dich für schuldig bekannt? Thörichtes unbesonnenes Weib, warum willst du vielmal sterben, wenn du mit einemal abkommen kannst? Folg meinem Rate: vor aller Pein bekenne dich schuldig und stirb. Entrinnen kannst du ja doch nimmermehr.“

Diese kleinen Proben mögen Ihnen in etwa eine Vorstellung von Inhalt und Ton der *Cautio criminalis* geben. Mit klarer Beweisführung, mit unanfechtbaren Tatsachen, mit eindringlichen Vorhaltungen, mit tiefem Ernst, mit Ironie und scharfer Satire, in überzeugender Sprache führt er seinen Kampf.

Das Buch ist in lateinischer Sprache geschrieben, denn Spee wendet sich ja nicht an das Volk, sondern an die Verantwortlichen, wie auf dem Titel zu lesen ist. Die Veröffentlichung, die übrigens durch Freunde, in deren Hand er das Manuskript gegeben hatte, erfolgte, stürzte Spee in neue Kämpfe. Es drohte ihm sogar die Ausschließung aus dem Orden. Aber auch in diesem Kampfe blieb er Sieger.

Die erste Auflage war in wenigen Monaten vergriffen; schon 1632 erschien die zweite. Und wenn die Kampfschrift auch die Hexenprozesse nicht aus der Welt schaffen konnte, so hat sie doch vielen Verantwortlichen die Binde von den Augen gerissen. Der große Philosoph Leibnitz bezeugt, daß es Spee zu verdanken war, daß Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst und Erzbischof von

Mainz in seinem Bereiche die Hexenverbrennungen abgeschafft habe, worinnen ihm hernach die Herzoge von Braunschweig und endlich die meisten anderen Fürsten und Stände von Deutschland nachgefolgt seien. Und bei dem damaligen Rektor des Jesuitenkollegs in Trier, P. Türck, können wir über die *Cautio criminalis* lesen: „Obgleich diesen Mahnungen jene grausamen Tyrannen einen heftigen Widerstand entgegengesetzten, so wurde doch erreicht, daß man an vielen Orten ein milderes und vorsichtigeres Verfahren einzuhalten begann.“

Spee hatte den Stein ins Rollen gebracht. Und mit Recht preist Joseph von Görres ihn als einen Wohltäter der Menschheit, der durch sein Buch nicht eine, sondern eine zehnfache Bürgerkrone sich verdient habe.

Liebe, tätige, opfernde Liebe bestimmte Spees Leben und Handeln, Liebe umleuchtet und verklärt auch sein frühes Hinscheiden.

Von Köln war Spee 1633 als Moralprofessor an das Kollegium nach Trier versetzt worden. Noch immer wütete der unselige Krieg in Deutschland. Auch Kurtrier war stark in Mitleidenschaft gezogen. Auf dem kurfürstlichen Stuhle saß ein Unwürdiger, auch ein „deutscher“ Fürst, der sein Land an Frankreich ausgeliefert hatte. Dieser Philipp Christoph von Söteren ernannte sogar den französischen Kardinal Richelieu zum Koadjutor und zu seinem Nachfolger auf dem kurfürstlichen Stuhle, um Kurtrier an Frankreich zu binden. Die kaiserlich gesinnten Jesuiten wies er aus. Am 27. März 1635 sollten sie die Stadt verlassen, mit ihnen Friedrich Spee. Betend verbrachten die Mitglieder des Kollegiums die Nacht vom 25. auf den 26. März. In dieser selben Nacht erreichte den verräterischen Kurfürsten sein Schicksal. Kaiserlichen Truppen unter dem Grafen Rittberg gelang es sich Triers durch einen Handstreich zu bemächtigen. Kriegslärm durchhallte die Stadt. In den Straßen entbrannte ein erbitterter nächtlicher Kampf. Zwischen den Kämpfenden sah man einen Priester im schwarzen Ordens-

kleide, der sich um die Verwundeten bemühte und sie, wenn nötig, aus dem Kampfgewühl in Sicherheit schleppte, der ihnen die Wunden auswusch, sie erquickte und ihnen mit geistlichem Trost zur Seite stand. Wer war es? Friedrich von Spee. Aus der Kapelle hatte er sich gleich zum Liebeswerk, keiner Gefahr achtend, in den Kampf begeben. Die Kaiserlichen blieben Sieger und nahmen den Kurfürsten gefangen, der sich später in Wien wegen Hochverrats zu verantworten hatte.

In Trier aber brach ein pestartiges Fieber aus. Und wieder trieb die Liebe zum leidenden Mitmenschen Spee in die überfüllten Hospitäler, bereit zu jeder leiblichen und geistlichen Hilfe. Sein Opfermut überstieg seine Kräfte. Den geschwächten Körper ergriff nun selbst das Fieber und warf ihn aufs Krankenlager. Am 7. August 1635 gab er seine Seele in die Hände seines Heilands. In Trier, in der ehemaligen Jesuitenkirche, liegt er begraben. Sein Grab deckt ein schlichter Stein mit den noch schlichteren Worten: „Hier ruht Friedrich Spee.“

Ja, was an ihm sterblich war, das ist dort in die Erde gebettet worden, aber der Geist und das Werk dieses Mannes leben weiter. Er steht vor uns als ein Apostel der Liebe als ein Bahnbrecher der deutschen Sprache und der deutschen Dichtung, als ein Führer der Menschheit in dem Befreiungskrieg, den sie gegen den eigenen Wahn zu führen hat. Wie stark sein Andenken lebt, haben wir in diesem Jahre erfahren.

Und auch was er gesungen hat, erklingt heute noch, so wie er es sich einmal gewünscht hat:

„Ich will euch hinterlassen
In meinem Testament,
Ein Liedlein, schön ohn Maßen,
Zu Gottes Lob ohn End.
Das wird noch wohl erklingen,
Erklingen in meinem Sinn;
Es werden's andre singen,
Bin ich gleich längst dahin.“

Umschau

Fräulein Emma Wilhelms scheidet aus der Landes- und Stadt-Bibliothek.

„Preise mir, Muse, die Bibliothek, das köstliche
Schatzhaus,
Und die treuliche Hüterin seiner er-
habnen Juwelen!
Oftmals schlich ich mich hin durch die sicheren
Sträßchen der Altstadt,
An dem „Schiffchen“ vorbei — du kennst es aus
meinem Märchen —
Und am „Kessel“ und „Zinterklöske“; dann kam
die barocke
Kirche der Jesuiten. Und in ein rotes Gebäude
Stieg ich dann würdig hinauf, begrüßt die ge-
bietende Dame
Dieses ernsthaften Saales, (auswendig weiß sie,
mein Söhnchen,
Den Katalog!), und schleppt' nun *medii aevi scrip-
tores*
Mir an den Tisch. Und las mit leuchtenden Augen
vom vierten
Heinrich, von Otto dem Großen und den Gramma-
tikus Saxo:
Wahrlich, gewaltige Mäe! So lernt' ich den
Sinn der Geschichte,
Lernte mein Vaterland lieben, verstehn seinen
heiligen Kreuzzug.“

So erzählt der Düsseldorfer Märchendichter Wilhelm Matthießen in den „Nachrichten von Wolf Holderkautzens Leben, Taten und Meinungen“*) aus seinen Werdejahren, und so wie ihm gehört Hunderten, ja Tausenden von Düsseldorfern Fräulein Emma Wilhelms, „die gebietende Dame“ des Lesesaals der Landes- und Stadt-Bibliothek, „die treuliche Hüterin seiner erhabnen Juwelen“ untrennbar zum Begriff dieser Bibliothek. Nun setzt die Altersgrenze ihrem Wirken ein Ende. „Aber das ist ja garnicht möglich!“ ist es mehr als einem Bibliotheksbenutzer entfallen, als er hörte, daß Fräulein Wilhelms ihren Thron im Lesesaal verlassen müsse, auf dem sie nun schier 31 Jahre ihr festes Regiment geführt hat. 31 Jahrgängen Düsseldorfer Jugend hat sie mütterlich das Rüstzeug zu ihren ersten Fahrten in das Reich der Wissenschaften in die Hand gegeben. Mit unermüdlicher Hilfsbereitschaft hat sie dem Forscher wie dem Manne des praktischen Lebens, dem Künstler wie dem Politiker und Zeitungsmann, jedem überhaupt, der Bücher brauchte, herbeigeschafft, was er suchte.

Bis vor wenigen Jahren betreute sie Lesesaal und Ausleihe zu gleicher Zeit, erst neuerdings wurde ein vom Lesesaal abgetrennter Ausleiheraum geschaffen, aber ein Schiebefenster zwischen Lesesaal und Ausleihe ermöglichte es ihr, die Ausleihebeamtin jederzeit mit Rat und Tat zu unterstützen.

*) Gedruckt 1919/20 als Band 2 der „Denkmale und Freundesdank“ bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein i. Erzgeb.



Emma Wilhelms

Wenn Fräulein Wilhelms eine weit über die Mauern unserer Stadt hinaus bekannte Persönlichkeit geworden ist, so in erster Linie, weil sie ihren Posten mit hingebender Pflichttreue voll und ganz ausgefüllt hat, dann aber auch, weil sie eine Persönlichkeit von prächtigem Eigenwuchs ist.

Als sie noch ein kleines Schulmädchen war, da fand eines Tages ihre entsetzte Mutter sie freischwebend an ihren langen Haaren an der Deckenlampe aufgehängt und daneben stehend ihren Bruder und seine Kameraden — unter ihrer Indianer-Kriegsbemalung ob ihrer Heldentat erblaßt —. Die kleine Emma hatte sich aufhängen lassen um zu beweisen, daß sie würdig sei, mit ihnen Indianer zu spielen, und daß sie am Marterpfahl nicht mit der Wimper zucken würde. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, und früh reckt sich, was grade wachsen und aufrecht durchs Leben gehen will. Wie den Jugendspielgefährten, so hat sie sich in ihrem ganzen Leben jedermann gegenüber Respekt zu verschaffen gewußt.

Mit furchtloser Unparteilichkeit brachte sie die Bibliotheksordnung Hoch und Niedrig gegenüber zur Geltung, und wehe dem, der mit dem ihm anvertrauten Gut nicht schonend umging und es sich womöglich herausnahm, entlehene Bücher mit Strichen und Randglossen zu verunzieren. Kein Fleckchen entging ihrem scharfen Blick, wenn sie entlehene Bücher zurückempfang.

„Auswendig, weiß sie mein Söhnchen, den Katalog!“. Ihr Gedächtnis für Titel und Zahlen war in der Tat erstaunlich. Gängige Werke, etwa Schriften der Düsseldorfer oder Niederrheinischen Heimatliteratur brauchte sie nie erst im Katalog nachzusehen. Aber ihre Erinnerungsgabe beschränkte sich keineswegs auf Bücher und Zahlen. Szenen wie die folgende sind oft vorgekommen. Erscheint da im Schmuck eines jungen wohlgepflegten Vollbarts ein würdiger Mann in der Tür und grüßt mit vornehmer Zurückhaltung, aber schon schallt es ihm entgegen: „Ah, guten Morgen Herr X, sind Sie wieder in Düsseldorf? Bitte erinnern Sie sich, als Sie vor 7, warten Sie, ja 7 Jahren als Seminarkandidat in Düsseldorf waren, da hatten wir große Mühe, die von Ihnen zuletzt entliehenen Bücher zurückzuerhalten. Sie haben wiederholt nicht reagiert, und unser Bücherwart hat die Bücher erst, als er das dritte Mal in ihrer Wohnung vorsprach, zurückerhalten. Sie waren inzwischen von Düsseldorf fortgezogen und schulden unserem Bücherwart für die drei Gänge noch zusammen 1,50 M. Bitte, wollen Sie diesen Betrag zunächst erlegen“. Lachend zückte der so Begrüßte seinen Geldbeutel; er merkte: Für Fräulein Wilhelms war noch kein Gras über seine Sünden gewachsen, so wenig wie der Bart ihn vor dem Wiedererkanntwerden geschützt hatte.

Für alles was in ihrem Lesesaal vorging, fühlte sie sich verantwortlich. Bezeichnend für ihre Menschenkenntnis und ihre Entschlossenheit ist die folgende Geschichte.

Einem Primaner ist an einem Freitag Abend im Lesesaal der Füllfederhalter entwendet worden. Erst nach ein paar Tagen macht er Fräulein Wilhelms davon Meldung. Die blickt gegen die Zedernholzwand des Lesesaals und läßt die Besucher vom Freitag Nachmittag vor ihrem geistigen Auge aufsteigen. Einen nach dem andern entläßt sie wieder mit: „Der soundso nein, der kommt nicht in Frage“ — „Halt“ sagt sie zum Schluß, „dann war noch ein Herr da, der ist seitdem nicht mehr hier gewesen, obwohl er sonst jeden Tag kam; den habe ich schon im Verdacht wegen eines Buches, das aus dem Lesesaal verschwunden ist. Sie kriegen Ihren Federhalter wieder“.

Am nächsten Sonntag Vormittag spielt sich auf der Königsallee folgende Szene ab: Fräulein Wilhelms sieht den Verdächtigen, von dem sie weiß, daß er sonntagmorgens da zu flanieren pflegt, geht auf ihn zu und sagt: „Herr Z. Sie haben am Freitag vor acht Tagen einen fremden Füllfederhalter von der Bibliothek mitgenommen“. „Still!“ fährt sie unbeirrt fort, als er die Haltung des Entrüsteten annimmt, „ich sehe Ihnen an: Sie haben ihn jedenfalls bei sich. Wenn sie mir ihn stillschweigend geben, soll die Angelegenheit begraben sein, sonst aber schlage ich Lärm und lasse uns beide von dem Polizisten da drüben verhaften“.

Der Jüngling sieht ihre eiserne Entschlossenheit, und wortlos überreicht er ihr den Federhalter, den der Primaner später freudestrahlend als den seinen erkennt.

So streng und entschieden sie als Hüterin der Ordnung im Lesesaal zum Segen des Instituts sein

konnte: Im Grunde war sie die verkörperte Güte. So sehr sie im Dienst der Bibliothek aufging, sie kannte nicht nur die wissenschaftlichen Bedürfnisse ihrer Leser.

Wieviel Sonntage und Freistunden sie opferte, um persönliche Anliegen anzuhören, wieviel Wege sie ging, um zu helfen, und wieviel sie selber entbehren konnte, um Nöte zu lindern, das darf hier nur angedeutet werden. Besonders in den schweren Zeiten der letzten Kriegs- und der ersten Nachkriegsjahre hat sich ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft bewährt.

Es ist schwer für einen Menschen, dem wie Fräulein Wilhelms unermüdliches Schaffen Leberelement war, in den Ruhestand gehen zu müssen. Für die Bibliothek bedeutet ihr Weggang einen großen Verlust, denn sie war nicht nur eine Beamtin von ganz besonderer persönlicher Eignung für ihren Beruf, deren Leistungsfähigkeit sich mit dem Größerwerden der Aufgabe in der wachsenden Bibliothek steigerte, sie war dabei auch eine Persönlichkeit, die an ihre Arbeitskraft selbst die allergrößten Anforderungen stellte und nie danach fragte, ob die Uhr schon sieben schlug und die Bibliothek Feierabend machte. Tag für Tag setzte sie ein paar Stunden zu, um den Leihverkehr der Deutschen Bibliotheken, durch den sie ihren Benutzern Bücher, die in der Landes- und Stadt-Bibliothek nicht vorhanden waren, von auswärtigen Bibliotheken kommen ließ, noch neben ihrem Lesesaaldienst selbst erledigen zu können.

Dank und Freundschaft ihrer Arbeitskameraden begleiteten Fräulein Wilhelms bei ihrem Scheiden von der Bibliothek.

Zu ihnen gehören auch die zahlreichen in ganz Deutschland verstreuten Bibliotheksbeamtinnen, die im Laufe der drei Jahrzehnte an der Düsseldorfer Bibliothek ihre Praktikantenjahre durchgemacht haben und dabei von Fräulein Wilhelms wie von einer Mutter betreut worden sind.

Wieviel dankbare Verehrung ihr von ihren Benutzern entgegengebracht wird, das ist bei ihrem 25jährigen Dienstjubiläum überwältigend zum Ausdruck gekommen.

Sie alle vereinigen sich mit der Bibliothek in den herzlichsten Wünschen für die Jahre des Ruhestandes.

Fräulein Wilhelms kann mit Befriedigung auf ein erfülltes Berufsleben zurückblicken. Sie darf sich von dem beglückenden Gefühl erheben lassen, ungezählten Menschen geholfen zu haben. Und wie viel schöne Erinnerungen nimmt sie mit an junge Menschen, die wie Wolf Holderkautz „lasen mit leuchtenden Augen“, wenn sie wie er den tragischen Geschicken unseres Volkes nachgingen oder sich in die Werke der großen deutschen Dichter und Denker versenkten, um den Geist unserer großen Männer als bildende und bewegende Kraft in ihre Gesinnung und ihren Willen einströmen zu lassen.

Als Wolf Holderkautz in Matthießens Gedicht zu seinem Sohn von dem gesprochen hat, was die Bibliothek und ihre Bücher für ihn bedeutet haben, wie er beim Lesen der Geschichtsquellen sein unglückliches Vaterland nur tiefer lieben

gelernt hat, da klagt er, daß nun (man schrieb das Jahr 1919!) das herrliche Deutsche Reich dahin geschwunden sei und fährt dann fort:

„Drum lasse, mein Sohn, ich
Einen Schmied dich werden. Fest pack in die
Hände den Hammer,
Schmiede, schmiede ein Schwert. Halt jung dir
Körper und Seele,
Hell deine Augen, verbissen den Mut, und nähre
die Flamme
Treuester Hoffnung im Herzen. Denn einmal leuchtet
der Tag doch!“

★

Etwas über das Mosaikbild der Kunsthalle

Es war in der vorigen Nr. 12 der „Düsseldorfer Heimatblätter“ versprochen worden, die von Prof. Fritz Roerber selbst für die Darstellung auf dem Mosaikbild über dem Portal der Kunsthalle am Hindenburgwall gegebene Erläuterung mitzuteilen. Beim Lesen der vergilbten Originalniederschrift, die von blassen Schriftzeichen bedeckt ist, möchte man glauben, der Künstler Roerber habe mit seinem Bild eine Mahnung für seine Kollegen ausgesprochen. Er versinnbildlicht nämlich in diesem Mosaik die höchste der Forderungen, die an die Kunst aller Zeiten gerichtet werden muß. In dieser Beleuchtung erscheint uns dieses Kunstwerk nicht mehr „unmodern“, sondern höchst aktuell. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß die nun folgenden Worte Roerbers auch von den Künstlern beherzigt würden, die in der vierspännigen Biedermeierkutsche das der heutigen Zeit gemäße Transportmittel zu erkennen glauben! oder auf das Gebiet der Malerei angewandt — — — aber wir wollen nicht abschweifen, also zu Fritz Roerber, der zu seinem Mosaik folgendes sagt:

„Das Bild soll ausdrücken, daß im Streben nach der Wahrheit das höchste Ziel für die Kunst liegt.“

In der Mitte des Bildes auf Wolken thront die Wahrheit. Den sie verhüllenden Schleier haben Amoretten fortgezogen. In ihrer linken Hand hält sie den Spiegel; die rechte streckt sie grüßend der Kunst entgegen, die von der linken Seite des Bildes heranschwebt, kenntlich an dem Schilde mit dem Künstlerwappen. Der Kunst folgen Malerei, Skulptur und Architektur, umgeben von einem Kranz von Amoretten, welche die für die einzelnen Kunstzweige bezeichnende Gegenstände, wie Palette, eine Statue, das Modell eines Gebäudes tragen.

Auf der rechten Seite des Bildes sind die Diener der Wahrheit, die Lichtgötter, Sieger geblieben im Kampfe mit der Lüge. Mit ihrem Anhang fällt sie unter den Lichtschwertern der Genien.“

So weit Fritz Roerber. Zu Ihrer Ehre sei angenommen, daß Sie bei Ihrem letzten Besuch der Kunsthalle dem Mosaik die gleiche Auslegung gegeben haben. — Daß die Kunsthalle zur Zeit die jüngste Düsseldorfer Gemädegalerie enthält, wurde schon gesagt, wissen Sie aber, daß die erste Düsseldorfer Gemädegalerie, deren Schöpfer bekanntlich Jan Wellem war, am Burgplatz (heute Gebäude der Steuerzahlstelle) ihre Unterkunft hatte? Welchen Wert diese Galerie, die 358 Stücke umfaßte, hatte,

mögen Sie daraus ersehen, daß sie außer vielen Werken von Rubens (es sollen nicht weniger als 40 gewesen sein) Gemälde von Raphael, Michelangelo, Corregio, Tizian, Tintoretto, Dürer und anderen Großen, besonders Holländern und Vlamen, wie van Dyck, Rembrandt, Snyders, Jordans, De Crayer, Dou, Metsu, Ruisdael enthielt. Daß eine solche Galerie bald der Gegenstand zahlreicher Entföhrungsversuche werden mußte, ist wohl verständlich. Allein, daß uns nur ein Stück dieser kostbaren Sammlung blieb, können wir heute, nach 130 Jahren noch nicht verwinden. Bei dieser Gelegenheit soll auf einige Anfragen hin ein Rätsel gelöst werden. Einige ganz Findige haben nämlich gesagt: „Wenn das große Rubens'sche Bild (siehe Heft 12 Jahrgang 1935) 1805 wegen des Formats nicht transportiert werden konnte, wie ist es dann ungefähr 100 Jahre früher bei noch schlechteren Transportmöglichkeiten hierher gekommen?“ Nun — es soll der Fama zufolge von Soldaten auf den Schultern von Brüssel nach Düsseldorf getragen worden sein, als es Jan Wellem aus der Kirche Notre Dame de la Chapelle im Jahre 1711 für 4000 brabantische Taler erwarb. So schön sich diese Deutung den anderen Legenden um das farbenprächtige Bild anpaßt, so muß aber doch der Wahrheit zur Ehre gesagt werden, daß das Bild wahrscheinlich als Schiffgut auf dem Wasserwege über Schelde und Rhein nach Düsseldorf gekommen ist. Aber wie dem auch sei, Sie sehen, ein Objekt für verwegene Museumsdiebstähle ist das Bild keinesfalls! Sie fragen, ob es überhaupt in Düsseldorf einmal vorgekommen ist, daß die Galerie außerhalb der Besuchszeiten in spitzbübischer Absicht aufgesucht wurde? Leider ja! Und über die Geschichte dieses sensationellen Einbruchs berichten wir vielleicht demnächst.

★

Noch einmal „Müttererholung“

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Das Wort „Müttererholung“, noch dazu mit dem Zusatz „im Aaper Wald“, ist den meisten der Leser dieses Blattes kein leerer Begriff mehr. Hat doch das Blatt schon einmal freundlicher Weise einem kleinen Bericht von unserer Arbeit Raum gegeben, und wir haben daraufhin im eben vergangenen Sommer die Freude gehabt, verschiedene der „Düsseldorfer Jonges“ und eine große Zahl ihrer Gattinnen, Mütter, Töchter, Tanten usw. in unserer Erholungsstätte zu begrüßen. An einem schönen Sommernachmittage haben sie sich davon überzeugen können, daß man auch in nächster Nähe von Düsseldorf, ohne weite Reise und sogar mit dem Vorzug, abends im eigenen Bett schlafen zu können, sich herrlich erholen und ausruhen kann. Da das Interesse für unsere Einrichtung nun einmal geweckt ist, werden sie vielleicht gern weiteres über den Verlauf des Sommers hören.

Am 24. November hat das hübsche Haus unter den hohen Buchen seinen Winterschlaf begonnen, das große Eingangstor wurde für einige Monate geschlossen. An diesem Tage konnten wir die letzte Kur — die sechste im Jahre, eine Zahl, die seit

Bestehen der Einrichtung zum ersten Male erreicht wurde — beenden und noch 16 Mütter gut erholt entlassen.

Wer in diesen Spätherbsttagen keinen Spaziergang in den Wald unternahm, kann sich keinen Begriff machen von der Pracht des herbstlich-gold-rot flammenden Waldes. Es war wohl auch diese selten oder noch nie gesehene Herrlichkeit, die dieser letzten Kur ihre eigene Note gab. Es war ein Staunen und Freuen und Genießen, und ein Jeder weiß von sich selbst, wieviel solche Stimmung zum Erholen beiträgt.

So kann der Verein Walderholung, Abteilung Müttererholung, mit großer Befriedigung und großem Dank auf den eben verflossenen Sommer zurückblicken, fanden doch 169 Frauen an 3900 Verpflegungstagen Aufnahme und kehrten gestärkt an Leib und Seele in ihre Familien zurück. Frauen, bedrückt von Sorgen und Kummer, körperlich geschwächt durch Krankheit, Ueberbürdung und die Last des Alltags, Frauen, die noch nie einen Tag von Hause fortgewesen waren, für die noch niemand gesorgt, die aber immer für andere gesorgt hatten, haben draußen ihr seelisches Gleichgewicht wiedergefunden, haben wieder Lachen und Singen gelernt, haben mit Staunen die Wunder und das geheimnisvolle Weben des Waldes erlebt. Sie haben im harmonischen Gemeinschaftsleben neue Freundschaften geschlossen und sind innerlich bereichert zu Mann und Kindern zurückgekehrt. Sie haben in sich Gaben entdeckt, die ihnen bisher unbekannt waren; Sinn für Humor und Scherz, stimmliche und dichterische, ja sogar schauspielerische Talente konnten sich entfalten und kommen jetzt der Familie zugute. Die Abschiedsfeiern, die eine jede Kur abschließen und

an denen die Familienangehörigen teilnehmen können, legten davon ein beredtes Zeugnis ab. Ein Höhepunkt fröhlichen Humors war das von einem der Schützlinge der „Düsseldorfer Jonges“ gedichtete und am Schlußfest vorgetragene Chorlied, dessen 1. Vers lautet:

„Mer sind alles Düsseldorfer Waiter,
Nett von Gesicht und nett en de Kleider,
Alt oder jong, mer waren op de Honk,
Jetzt sin mer alle widder frisch on gesonk.“

So konnte der zweifache Zweck der Kuren voll und ganz erfüllt werden: die Körper zu kräftigen und die Seelen zu bereichern und zu beleben. Daß es dem Verein gelang, dieses heimatentreue Werk fortzuführen, das dankt er seinen Freunden und Gönnern, zu denen erfreulicherweise seit diesem Jahr auch der „Verein Düsseldorfer Jonges“ gehört. So sei es uns gestattet, allen denen, die sich für unsere Arbeit interessiert haben, sie förderten und unterstützten, an dieser Stelle unseren wärmsten Dank zu sagen. Möchte uns dieses Wohlwollen und diese tatkräftige Hilfe auch im nächsten Jahre erhalten bleiben, damit wieder eine große Zahl erholungsbedürftiger Mütter bei uns aufgenommen werden kann.

★

Zum neuen Titelblatt:

Das Standbild des „Gießersjungen“ stammt von Bildhauer Willi Hoselmann, und befindet sich auf dem Dach des alten Gießershauses am Marktplatz. Den in der Zeichnung umgebenden Vers schrieb Paul Gehlen.

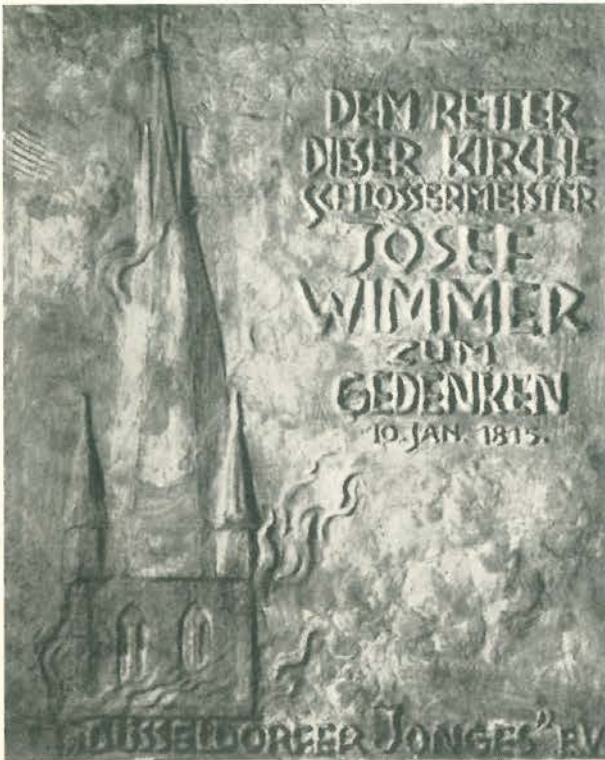
★

*Die Zeit ist schwer! In Millionen Herzen
Bewegt sich neu das alte Wort der Schmerzen . . .
Schwer ist die Zeit, doch hat sie gute Zeichen;
Es will die Nacht dem lichten Morgen weichen.
Nicht stets gehört die Zeit den Neidern und den Hassern,
Denn Gottes Geist, er schwebt ja auf den Wassern!*

Wilhelm Raabe

★

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

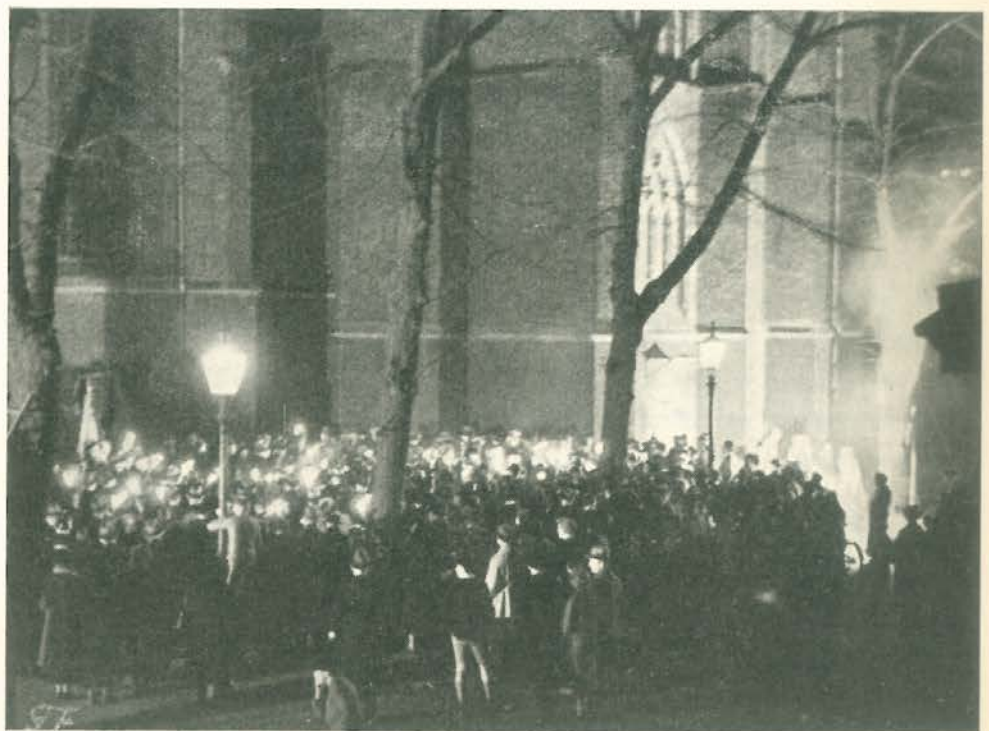


Die bronzene Wimmer-Plakette der „Düsseldorfer Jonges“

Am Dienstag, den 12. November feierten die „Düsseldorfer Jonges“ frisch und fröhlich das traditionelle St. Martinsfest. Julius Alf hatte ein reizvolles Martinsspiel zusammengestellt und es mit seinem Sohn, mit Rektor Meurer, Franz Müller und den Schulkindern der Altstadt famos durchgeführt. St. Martin verteilte hinterher beim schummerigen Kerzenlicht seine Gaben.

*

Der 19. November war dem Retter von St. Lambertus, Schlossermeister Josef Wimmer gewidmet. Die Heimatfreunde trafen sich bereits zum beginnenden Abend auf dem alten Bilker Friedhof und zogen dann in langem Zuge bei Pechfackellicht zum Wimmerschen Grabe, wo Rektor Georg Spickhoff eine mahnende Ansprache hielt. Der 2. Vereinspräsident Dr. med. Willi Kauhausen legte für die „Düsseldorfer Jonges“ den Kranz der Verehrung am Grabe nieder. Am Abend erstrahlte in gleißendem Feuerschein die alte Stiftskirche und der sonst so stille Stiftsplatz. In großem Zuge zogen die „Düsseldorfer Jonges“ vom Vereinshaus dorthin und weihten an der Südwand der Kirche die von ihnen gestiftete „Wimmerplakette“, die Bildhauer A. Nieder geschaffen, feierlichst ein. Dr. Willi Kauhausen übergab sie in die Obhut des Pfarrherrn Pastor Sommer, der in schöner Rede antwortete. Der Kirchenchor von St. Lambertus umrahmte durch Gesangsvorträge die stimmungsvolle Feier.



Einweihung der Wimmer-Plakette auf dem alten Stiftsplatz durch die „Düsseldorfer Jonges“ am 19. November 1935

Im Vereinsheim fand später noch eine schlichte Gedenkstunde statt. Dr. Paul Kauhausen würdigte die große Heldentat Wimmers und sprach eindringlich über den Werdegang der schönen, für immer geretteten Altstadtkirche. Dr. Paul Boskamp trug mit Temperament seine Josef Wimmer-Ballade vor, und Dr. Willi Kauhausen leitete den großen Heimatabend, den er ausgezeichnet durchgeführt, zum glücklichen Ende.

*

Am 26. November besuchten die „Düsseldorfer Jonges“ die Akademie. Direktor Professor Grund machte sie mit den neuesten Plänen über die „Schlageterstadt“ und das „Schlageter-Forum“ bekannt. Professor Dr. Schmidt sprach in der Aula über das Schaffen und Wirken der Kunstschüler innerhalb der Akademie. Anschließend

saßen Direktor und Professorenschaft mit den „Düsseldorfer Jonges“ einträchtig wieder im Vereinsheim, wo Dr. August Dahm sich eingehend über die Kunstakademie und Kunsterziehung verbreitete.

*

In der Monatsversammlung vom 3. Dezember unterhielt man sich bei den „Düsseldorfer Jonges“ über die vom Verein herausgegebenen „Düsseldorfer Heimatblätter“. Die lebhaftige Aussprache hatte nur einen Klang: Die Monatsschrift ist jedem Heimatfreund ans Herz gewachsen und soll in derselben schönen Weise der ständigen Aufwärtentwicklung, wie es bislang gewesen ist, weitergeführt werden. Grundehrlichen Beifall zollten die vielen anwesenden Mitglieder der Schriftleitung.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Januar 1936

Dienstag, den 7. Januar: **Monatsversammlung** im Vereinsheim. Anschließend steigt „Eine Fahrt ins Blaue“.

Dienstag, den 14. Januar: Kunsthistoriker Dr. Thimoteus **Kroeber** spricht um 8 $\frac{1}{4}$ Uhr in der **Aula der Akademie**, Eiskellerberg, über „**Der Bamberger Reiter, ein deutsches Nationalheiligtum**“. Zu diesem Vortrag sind **unsere Angehörigen und auch Gäste herzlich willkommen**. Es wird ein kleiner Unkostenbeitrag von RM. 0.20 an der Kasse erhoben. Nach dem Vortrag gemütliches Beisammensein im Vereinsheim zu dem Opersänger **Ferd Erdmann-Essen** seine Mitwirkung zugesagt hat.

Dienstag, den 21. Januar: **Jahreshauptversammlung** im Vereinsheim. Hierzu ergeht besondere Einladung. Es wird nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß Anträge für die Generalversammlung bis spätestens 6. Januar beim Vorstand eingereicht sein müssen.

Dienstag, den 28. Januar: **Professor Peter Grund**, Direktor der Staatlichen Kunstakademie, spricht im Vereinsheim über: **Die „Schlageterstadt“ und das „Schlageterforum“**.

*Spendet für das Winterhilfswerk!
Opfern! Nicht Almosen geben! sagt unser Führer!*

Herausgeber: Verein „Düsseldorfer Jonges“ e. V. Druck und Verlag: Hub. Hoch, Düsseldorf. Verantwortlich für die Schriftleitung: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf; für den Anzeigenteil: Hub. Hoch, Düsseldorf. Anzeigenleitung: Fernruf 14041, Kronprinzenstraße 27/29. Geschäftsstelle des Vereins: Düsseldorf, Graf-Adolf-Straße 43, Fernruf 29051; der Schriftleitung: Düsseldorf, Humboldtstr. 105. Erscheint monatlich einmal. D. A. III/35 1100 Stck. Gültig ist Preisliste Nr. 1 vom 1. Januar 1934. Unverlangten Einsendungen bitten wir das Porto beizulegen, andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgen kann.